

von Pietro Metastasio) und das für den Fürsten Potemkin komponierte und von Ladislav Vachulka nach den Manuskripten rekonstruierte „Russische Oratorium“ Giuseppe Sartis, das mit künstlichem Donner und Feuerwerk in der Kirche S. Martino in Bologna aufgeführt wurde.

Hanno-Walter Krufft

ZUR AUSSTELLUNG „REFORMATION IN NURNBERG. UMBRUCH UND BEWAHRUNG“

Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, 12. Juni bis 2. September,
zum 18. Deutschen Evangelischen Kirchentag 1979

Daß es schon vor der Reformation Ehen von Pfarrgeistlichen gab und daß Erasmus von Rotterdam mit dem Griechischen nicht ganz zurechtkam, daß es sich bei „De civitate Dei“ von Augustinus um eine „zweiundzwanzigbändige Apologie“ handelt und daß auf Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ drei Reiter zu sehen sind, das sind nur einige der überraschenden Neuigkeiten, die man aus dem Katalog dieser im Germanischen Nationalmuseum veranstalteten Ausstellung erfährt (S. 35, 25, 230, 28). Eingebunden in einen neo-expressionistischen Umschlag, auf dem in tiefschwarzer Nacht ein geisterhafter Luther über offenbar erleuchteten Männerköpfen dräut, bieten die 250 eng bedruckten Seiten den „Rekonstruktion eines Bewußtseins“ genannten Versuch von 38 Autoren, sich über die Reformation in Nürnberg einig zu werden. Zwar wird in einem Vorwort von dem für „Konzeption und Realisierung“ verantwortlichen Karl Georg Kaster bedauert, daß die „befruchtende Wirkung von Ausschüssen, die im Idealfall verschiedene gesellschaftliche Interessen produktiv vereinigen, ... naturgemäß auch eine mindernde Wirkung mit sich bringen (sic!)“ könne (S. 12); aber mit diesem Dilemma sind diejenigen unter den Autoren, die sich ihren behaupteten „gesellschaftliche(n) Charakter der Wissenschaft von einem behaupteten ‚Objektivitätsanspruch‘“ (Kaster) nicht beeinträchtigen ließen, ganz gut fertig geworden. Mit welchen Methoden, darüber später.

Zunächst einige Bemerkungen zur Ausstellung selbst. Man hatte einen Schriftenstand mit Druckerzeugnissen des Verlages Medien und Kultur (Nachdrucke von Schriften der Reformationszeit; Verzeichnis ganz unauffällig im Kat. auf S. 11) zu passieren und war mit einer in Zickzacklinien geführten Abfolge von Stellwänden konfrontiert, an denen die 284 Exponate — in der Mehrzahl „Papier“, also Bücher, Urkunden und graphische Blätter — angebracht waren; da anscheinend der Platz nicht ausgereicht hatte, ging's im Keller weiter. Es würde zu weit führen und wäre auch unangemessen, bei Gelegenheit dieser Ausstellung über Sinn und (immer eklataneren) Unsinn von derartigen Unternehmungen zu meditieren; daß aber die neben, unter oder über dem Exponat an die Wand geklebten Zettel mit nummerierten Schlagworten (2.2.3. Die neue Predigerpersönlich-

keit) und Kurztexthen in verschiedenen Schriftgrößen nicht ausreichen, um dem Betrachter den „praktische(n) und gesellschaftliche(n) Zusammenhang der Gegenstände“ (Kaster, S. 12) klarzumachen, haben auch die Verantwortlichen gemerkt und *brevi manu* die kompletten Katalogtexte (ohne Titel und Literaturverweise), offenbar die Andrucke, noch dazugeklebt. So konnte es kommen, daß ein einziges Objekt von vier Papieren eingekreist war — mit bisweilen verblüffenden Kombinationen: neben Dürers „Sau von Landser“ las man in Großschrift: „Versuche kirchlicher Reformen vor der Reformation“, neben Cranachs „Papstesel“: „Worauf beruht der Glaube (sola scriptura)“. Mangelndes Zutrauen zum ausgestellten Material, das „den Besucher kaum interessiert (sofern er nicht, die Aura des Historischen wahrzunehmen, sozialisiert wurde [!]) und das ihn schon gar nicht in Form von ‚alten Papieren‘ interessiert“ (Kaster, S. 12), hatte also zur Folge, daß Ausstellung und Katalog nahezu in eins fielen — wozu dann aber noch die Ausstellung? Im Sitzen liest es sich doch besser als im Stehen ... Denn die paar Gemälde, Skulpturen und sonstigen Gegenstände, die dem „alten Papier“ beigeordnet waren, eigneten sich natürlich genauso wenig zur „Rekonstruktion eines Bewußtseins“. Da verließ man sich dann lieber, um „schwer auszudrückende Sachverhalte einfach dar(zu)stellen“ (Kaster, S. 12), auf „Visualisierungsmaßnahmen“ (Schönberger, S. 5): Diagramme, historische Karten und vor allem Schemata, diese aus Plexiglas in diversen Schockfarben, wobei dann z. B., um „5. Folgerung der neuen Lehre“ zu veranschaulichen, aus einer „Rechtfertigung“ genannten Gruppe von drei bunten Röhren (namens „sola scriptura“, „sola fide“ und „solus Christus sola gratia“) ein breiter Fächer „Freiheit des Christenmenschen“ aufstieg, über dem sich kleinere Segmente — „Lehre von der Obrigkeit“, „Recht und Moral“, „Buße“, „Begräbnis“ u. s. f. — zu einer Art Truthahnrad arrangierten. Ob diese „visualisierenden“ Montagen irgend jemandem zum besseren Verständnis der oben genannten Sachverhalte gedient haben, steht dahin; zu befürchten ist allerdings, daß es am Verständnis der Sachverhalte schon denen gebrach, die dem Besucher dazu verhelfen wollten. — Es gab noch mehr „Maßnahmen“ (auch so eine verdächtig rigorose Pädagogen-Vokabel), „Didaktische Maßnahmen“: eine Tonbildschau mit einem fiktiven Bericht des Lazarus Spengler, eine vorsichtshalber im Kat. nicht abgedruckte „aktualisierte Fassung“ des Hans-Sachs-Stücks „Von den Scheinwerken der Geistlichkeit“ und einen Videofilm „Gespräch mit Andreas Imhoff“, worin sich der Leiter des Verlages Medien und Kultur und ein in die Haut des Vordersten Losungers Imhoff geschlüpfter Nachfahre in flotter „Aktualisierung“ des frühen 16. Jahrhunderts übten (Fulltime-Job, managen, clever, dichtmachen).

Die Ausstellung jedenfalls „machte“ am 2. September „dicht“ und könnte der Vergessenheit anheimfallen; mit dem Katalog aber wird dieser „Versuch der ‚Rekonstruktion eines Bewußtseins‘ auch nach Ende der Ausstel-

lung nachvollziehbar sein" — so die recht ambivalente Feststellung des Generaldirektors auf S. 5. Wunsch oder Befürchtung? Die beteiligten Pädagogen werden nicht versäumen, den Katalog ebenso für zukünftige „Unterrichtszwecke verfügbar zu machen“ wie erklärtermaßen (S. 97) die audiovisuellen „didaktischen Maßnahmen“. Mit der Aufgabe aber, in dem umfanglichen Opus die Spreu vom Weizen zu trennen, sind Lehrer, Schüler, Studenten und die meisten anderen Besucher gewiß überfordert; denn, dies vorausgeschickt, der Katalog enthält auch eine Fülle vorzüglicher Beiträge, vornehmlich von Historikern und Theologen (Bauer, Höss, Machilek, Pfeiffer, Schröttl, Sprusansky u. a.), Beiträge, die sachlich, präzise und lesbar gehalten sind. Für die Konzeption des Ganzen aber und damit für den Rahmen, in dem sie entwertet wurden, zeichnet der Kunsthistoriker Kaster verantwortlich. In seinen „Ziele der Ausstellung“ und „Grundlagen der Reformation“ genannten Einführungen (S. 12 u. 14) wird zunächst — rhetorisch — gefragt, was Geschichte sei (z. B. nicht: „eine Entwicklung chronologischer Ereignisse“ — was das wohl sein mag?) und dann *ex cathedra* bestimmt: „Geschichte ist weder Schicksalsereignis, Zufall, noch Produkt souveräner Einzelpersönlichkeiten“, vielmehr ein „Produkt‘ von menschlicher Tätigkeit, . . . Auseinandersetzung zwischen gesellschaftlichen Gruppen mit unterschiedlichen Interessen, Normen und Zielen“; oder auch ein „eindeutig gerichteter Prozeß, der durch (wissenschaftlich) erkennbare Kausalbeziehungen in seiner Tendenz ‚verstehbar‘ ist“. So ist das. Und nachdem dann noch einmal in der Reformation ein „kausal determinierbares Produkt verschiedener Einflußgrößen (von sozialer Ordnung, Wirtschaft, Recht, Technologie usw.)“ vermutet wird, ersteht vor den Augen des erschrockenen Lesers ein fürchterliches Schauerpanorama von der alten Kirche und ihren Mißständen. In der Eile der Vorbereitung scheint Kaster aus der Feststellung des auf S. 105 so sehr gepriesenen protestantischen Theologen und Kirchenhistorikers Gottfried Seebaß, es wäre „ungerechtfertigt, von der damaligen (i. e. vorreformatorischen) Kirche insgesamt ein düsteres Bild zu malen, um sich die Reformation leuchtend davon abheben zu lassen“ (Dürers Stellung in der reformatorischen Bewegung. In: Albrecht Dürers Umwelt. Festschrift zum 500. Geburtstag Albrecht Dürers am 21. Mai 1971. Nürnberger Forschungen . . . 15. Bd., Nürnberg 1971, S. 112) das Gegenteil herausgelesen zu haben. In der selben Eile wird dann kurzerhand eine „Erblichkeit der Kirchenlehen“ erfunden (ebenso S. 32), sind die Waldenser eine Tendenz, befürworten die Fernhandelskaufleute die Reformation, um so eine „Legitimation ihrer wirtschaftlichen Praktiken“ zu erhalten (als ob nicht Johann Eck das Zinsnehmen verteidigt und Luther es verurteilt hätte). Ganz nebenbei ist dann auch noch die Rede von der Religion, vielmehr von einer ominösen „Empfänglichkeit für Fragen der Religion“; wobei aber die „Ausformung äußerlicher Praktiken, die dem volkstümlichen Empfinden der einfachen Leute nahestand (sic!)“ nur als raffinierter Betrug zu gelten hat

(als ob nicht Kaiser Maximilian, Friedrich der Weise oder Kardinal Albrecht von Brandenburg genauso gläubige Teilnehmer an „Reliquienwesen, Marien- und Heiligenverehrung, Litaneien und Rosenkranz“ gewesen seien). Die herbeigeschaufelten „äußerlichen Praktiken“ sind „Wallfahrten und Jubeljahre, Ablässe, Jahrtage und Seelenmessen, Reliquienwesen usw. (s. o.) . . . , Weihnen und Segnungen, Mysterienspiele und Predigtkampagnen der paternalistischen Kanzelredner“, und auch noch gleich, wozu es so genau nehmen, „Aberglaube und Mantik, Dämonenglaube und Hexenwahn“. Freilich, ganz leuchtend darf sich die Reformation davon auch nicht abheben, so, wie sie wurde, bekommt sie doch noch ihr Fett ab: sie konnte nämlich „die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse nicht oder kaum transzendieren“. — Ob dieser unappetitlichen Symbiose aus falschem Deutsch, begrifflicher „Forscheté“ und dem vulgärmarxistisch modifizierten Geschichtsbild des „Pfaffenspiegel“ wirklich die „aufopferungsvolle Arbeit“ des Historikers Pfeiffer und des Theologen Schröttl gegolten hat, die ja einen „großen Teil der Manuskripte kritisch gelesen haben“ (Schönberger im Vorwort S. 5)? Solcherart eingestimmt und zudem gewarnt vor „inhaltlichen Fehler(n), die die Redaktion zu verantworten hat“ (wer denn sonst?), macht man sich, schon etwas bänglich, an die Lektüre des Katalogs. Die Fehler übrigens, zu erklären durch die „außerordentlich“ kurze Zeit, in der der Katalog entstehen mußte, „sollten nicht als Ignoranz gegenüber den Gebräuchen der Wissenschaft aufgefaßt werden“ (S. 12). Nachtigall . . . Aber vielleicht sollte man sich wirklich nicht alterieren, wenn von 104 Buchtiteln, Inschriften und sonstigen Texten, die im Katalog reproduziert sind, ganze 18, gleichsam Flüchtigkeitsstreffer, korrekt transkribiert wurden (Beispiele: Kat. Nr. 48: 16 Fehler; Kat. Nr. 171: DIATRI/VI [recte: ΔIATPIBH]; Kat. Nr. 154: „... O deus redime me a / calumniis hoim: ut custodia // madata tua. Annuciemque veritate in filio tuo reco//ditam: ne techne malignantiu amplius perseuerent.“; recte: „... O deus redime me a calumniis ho[m]i[nu]m: vt custodia[m] // ma[n]data tua. Annu[n]ciemq[ue] veritate[m] in filio tuo reco[n] //ditam: ne techne malignantiu[m] amplius perseuerent.“; bei Kat. Nr. 95 heißt es im Kat.: „Anno domi M.D.xiiij. An die nativita[/ /]tis Marie obiit reverendus pr dnus An[/ /]tonius Kres Juris utriq doctor claris[/ /]Simus ac huius eccleie prepositus [/ /] dignissi m cui a a requescat in pace [/ /] Amen“ — übersetzt wird auch dies nicht, und außerdem heißt es: „Anno domi[ni] M.D · xiiij · Jn die nativita[/ /]tis Marie obiit reverendus p[ate]r d[omi]nus An/ /tonius kress Juris utriusq[ue] doctor claris/ /simus · ac huius ecclesie prepositus dignissi/ /m[us] cui[us] a[n]i[m]a req[ui]escat in pace Amen ·“).

Vielleicht ist es, bei so viel Großzügigkeit, auch nicht weiter schlimm, wenn der „Edel herr“ Heinrich Burckhart zu Pappenheim seinen Titel eingebüßt hat, dafür aber mit dem hübschen zusätzlichen Vornamen „Edelherz“ entschädigt wurde (S. 145, Kat. Nr. 149; Bildunterschrift auf S. 147;

Register S. 250; Objektbeschriftung in der Ausstellung); wo doch die alte Fraktur so schwer zu lesen ist. Und wer mag schon monieren, daß die sächsischen Kurfürsten ihre Beinamen auswechseln (Kat. Nr. 87), das Adelsprädikat der Familie Imhoff ins 15. Jahrhundert zurückdatiert wird (Kat. Nr. 129), die Halbfigur Gottvaters in den Wolken über dem Crucifixus als „Gnadenstuhl“ (Kat. Nr. 118), die Schauben Luthers und Melanchthons als „Talar“ (Kat. Nr. 142 u. 143) bezeichnet wird? Und so weiter *ad infinitum*.

Bedenklicher stimmen einige wirklich gute Formulierungen und flüssige deutsche Sätze in den zahlreichen mit Ka (Karl Hiob) signierten Beiträgen. Da liest man z. B. bei Kat. Nr. 31: „Das aufgeschlagene Buch, das der Bauer dem jämmerlich dreinblickenden Mönch vorhält, als solle dieser es verschlingen, um seine Unwissenheit zu kurieren, wird das Evangelium sein, während das den Händen des Mönchs entfallene Buch das alte Testament mit den zehn Geboten sein dürfte, die dieser Vertreter der Kirche wohl kaum befolgt.“ Man stutzt: wie gut gesagt! In dem unterhalb des Katalogbeitrags aufgeführten Buch von Zschelletzschky über „Die ‚drei gottlosen Maler‘“ steht auf S. 223: „Das aufgeschlagene Buch aber, das der Bauer dem zur Rechenschaft gezogenen, jämmerlich dreinblickenden Mönche vorhält, gleich als solle dieser es verschlingen, um seine Unwissenheit zu kurieren, mag das Evangelium sein, das wahre Evangelium, die bäuerliche Kampflosung, während ein zweites, vielleicht den Händen des Mönches entfallenes Buch wohl das Alte Testament mit den zehn Geboten ist, deren Befolgung durch den Vertreter der Kirche recht fragwürdig erscheint.“ Sonderbar. Liegt hier ein Fall von Telepathie vor? Oder bei Kat. Nr. 155: „Das Blatt zeigt die in der lutherischen Bildsatire häufig benutzte, vom typologischen Bibelverständnis abgeleitete, realprophetische Verweisung zwischen Präfiguration und Erfüllung: biblische Ereignisse werden dabei auf die als aktuelle Heilsgeschichte verstandene Gegenwart, den Konfessionskampf, bezogen ...“. Am Ende des Beitrags wird als Literaturquelle der — ausgezeichnete — Aufsatz von Konrad Hoffmann über „Typologie, Exemplarik und reformatorische Bildsatire“ aufgeführt; dort liest man auf S. 191: „Auch die lutherische Bildsatire benutzte die vom typologischen Bibelverständnis abgeleitete realprophetische Verweisung zwischen Präfiguration und Erfüllung als eine Hauptwaffe ... Biblische Gleichnisse werden dabei auf die als aktuelle Heilsgeschichte verstandene Gegenwart, den Konfessionskampf, bezogen ...“ (ebenso fast wörtlich vier Zeilen weiter unten im Nürnberger Kat. und Hoffmann S. 196). Solche Übereinstimmungen, die natürlich nur gehässige Leute an „Ignoranz gegenüber den Gebräuchen der Wissenschaft“ denken lassen, finden sich auch bei Kat. Nr. 25 (Brostean, nach Scheidig), 43 (Hiob, nach Zschelletzschky), 116 (Kohler, nach Zschelletzschky), 124 (Hiob, nach Zschelletzschky), 182 (Eckert, nach Zschelletzschky). Ganz so leicht machen es die Autoren dem Rez. freilich nicht in jedem Fall. Bei Kat. Nr. 95 (Stolz) ist keine Literatur genannt; zufällig trifft man aber auf

die gleichen Formulierungen in den „Mitteilungen des Vereins zur Wiederherstellung der St. Lorenzkirche in Nürnberg“, 1971, S. 12 (Ernst Eichhorn). Oder in dem unsignierten Beitrag zu Kat. Nr. 132: „Niemand mit gesundem Menschenverstand wird Gott als Quelle alles Guten anzweifeln, schreibt Flacius. Der Holzschnitt schildert dies eindringlich auch für den des Lesens Unkundigen: Gottvater reicht mit seiner Hand (VERBUM), vermittelt durch den Heiligen Geist und Christus, der die Hände des Vaters und der Menschen aller Stände zusammenführt, das Brot des Himmels oder des Lebens (PANIS CAELESTIS SEU VITAE)“. Literatur wird nicht genannt. In dem Ausstellungs-Katalog „Von der Freiheit eines Christenmenschen. Kunstwerke und Dokumente aus dem Jahrhundert der Reformation“, Berlin 1967 — er kommt in den Literaturzitate des Nürnberger Kat. überhaupt nicht vor — steht bei Kat. Nr. 140: „Niemand mit gesundem Menschenverstand wird Gott als Quelle alles Guten anzweifeln; ... schreibt Flacius ... Wie das möglich wird, schildert der Holzschnitt eindringlich auch für den des Latein Unkundigen: Gottvater reicht mit seiner Hand (verbum), vermittelt durch Christus, den Menschen aller Stände das Brot des Himmels oder des Lebens.“ Daß der vielleicht nicht kundige, bestimmt aber findige Nürnberger Anonymus aus dem „des Latein Unkundigen“ den „des Lesens Unkundigen“ gelesen hat, ist als unfreiwillige „Ironie und tiefere Bedeutung“ wohl kaum zu übertreffen. Weitere nicht gekennzeichnete Zitate aus dem Berliner Kat.: Kat. Nr. 148 (Hiob; nach Kat. Nr. 163), Kat. Nr. 153 (Kohler; nach Kat. Nr. 141).

Den Berliner Katalog hätte man sich besser auf andere Weise zum Vorbild genommen; er ist nämlich (wenngleich nicht fehlerfrei) bescheiden, unpolemisch und vor allem in der Abfolge der behandelten und durch Dokumente veranschaulichten Aspekte klar und informativ, damit in allem das Gegenteil des „polemisch belehrende(n)“ (S. 130) Nürnberger Katalogs. Man täte diesem zuviel Ehre an, wollte man die „Gliederung“, von „1. Grundlagen der Reformation“ („1.1 Wirtschaftliche und politische Machtverteilung“) bis „6. Kirche und Staat“, zu entwirren versuchen. Auch geht natürlich mit dem „Pluralismus der Meinungen“ (Kaster auf S. 12) ein Pluralismus der Mitteilungen einher, der den nicht vorgebildeten Leser, gelinde gesagt, überfordert. Wenn z. B. unter Kat. Nr. 108 (Ruder) die Rolle Johann Ecks beim Zustandekommen der „Bulla cotra (recte: co[n]tra) errores ...“ ungenau und verzeichnet erscheint, so findet man wenige Seiten vorher unter Kat. Nr. 104 (Pfeiffer) die richtige Darstellung. Oder wenn auf S. 166 f. (Bauer) und auf S. 177—179 (Schröttl) zu Thomas Müntzer und zum Bauernkrieg Differenziertes und sorgsam Erwogenes zu lesen ist, so setzt nicht nur der Text „4.4 Bauern“ auf S. 179 den Akzent wieder ganz anders (die Bauern „begannen ... ihre Rechte gewaltsam durchzusetzen“ — wie harmlos gegen ihre „mit beispielloser Härte und Grausamkeit durchgeführte Niederwerfung“!); auch aus den liebevollen Erörterungen von Mühsam zu

Thomas Müntzers „Hoch verursachte Schutzrede ...“ (Kat. Nr. 154) und „Aufgetrückte emplös=//sung..“ (Kat. Nr. 179) erfährt man dann eben nichts über den (entscheidenden!) eschatologischen Bezugspunkt Müntzers — paßte er nicht ins apologetische Konzept?

Bemerkenswert sind überhaupt gewisse Auslassungen. Steht eine spezifisch nürnbergische Schamhaftigkeit hinter der wortreichen Schilderung des Nürnberger Hauptmarkts, der, nur so, ganz einfach, „auf dem Gelände des zu diesem Zweck zerstörten Judenghettos“ entstand (Hiob, Kat. Nr. 150)? Warum nun plötzlich so wortkarg; warum nichts von dem unsauberen Handel zwischen Karl IV. und dem patrizischen Rat, nichts von den 562 „zu diesem Zweck“ erschlagenen oder lebendigen Leibes verbrannten Juden (vgl. Arnd Müller, Geschichte der Juden in Nürnberg 1146—1945. Beiträge zur Geschichte und Kultur der Stadt Nürnberg, Bd. 12, Nürnberg 1968, S. 30—33)? Aber auch bei der „Schönen Maria“ zu Regensburg (Kat. Nr. 130; Deneke) ist zwar recht griffig von einer „allgemeine(n) Sensibilisierung und Aktivierung der religiösen Vorstellungswelt ... im Spätmittelalter“ (?) die Rede, nicht aber von der geschickt aberaumten und finanziell so einträgliehen Judenvertreibung, nach welcher die Kapelle auf „den Trümmern der“ (wodurch wohl?) „zerstörten Synagoge“ entstehen konnte (dafür ist nun wiederum auf dem „Großen Rosenkranz“ von Erhard Schön, Kat. Nr. 118, nicht der angeblich von den Juden ermordete „Hl.“ Simon von Trient, sondern einfach eines der Unschuldigen Kindlein zu sehen; übrigens auch nicht Katharina von Siena, sondern Katharina von Alexandrien).

Anderes, das nicht gesagt wurde, hätte möglicherweise das schöne Schwarz-Weiß-Bild durch ein paar Zwischentöne gestört. Das liegt auf der Linie der oben zitierten Kaster'schen Verfratzung der mittelalterlichen Kirche. In dem ganzen umfangreichen Werk kommt das vom Nuntius Chieregati auf dem Nürnberger Reichstag 1522/23 vorgetragene „Schuld-bekennnis“ Papst Hadrians VI. nicht vor ... (Übrigens hätte wohl in einem Buch über die Reformation in Nürnberg auch Diepolt Peringer, der angebliche „Bauer von Wörth“, erscheinen dürfen.) Auf der anderen Seite: die in der Reformationsgeschichte doch recht folgenreiche „Nebenehe“ des Landgrafen Philipp von Hessen wird zwar kurz erwähnt (Kat. Nr. 88, Hiob), nicht aber, daß Luther, Melanchthon und Bucer, vom Landgrafen erpreßt, sie aus politischen Gründen deckten. Nicht minder peinlich scheinen den für die Auswahl der Exponate Verantwortlichen gewisse besonders unflätige Polemiken protestantischer Observanz gewesen zu sein; oder ist der skatologische Beitrag Peter Flötners zum Reformationskampf (der Holzschnitt „Pfaffenkirmes“, Geisberg 825/26 — mit den Unterhosen, die Nonnen als Prozessionsfahnen tragen, und den von Flötner so geschätzten dampfenden Kot-haufen — ist im Germanischen Nationalmuseum immerhin vorhanden) nicht auch ein Aspekt des Ganzen? Von „Diffamierung der lutherischen Theologie durch katholische Theologen“ (Kat. Nr. 114) ist die Rede ebenso

wie von „Bücherverbrennungen“ auf katholischer Seite (Kat. Nr. 108): Luther dagegen, wenige Zeilen weiter, bleibt diese Reizvokabel erspart, er „konnte es sich leisten, ... einen Abdruck der Bulle sowie eine Reihe kanonischer Bücher (recte: kanonistischer B., nämlich die Dekretalen) zu verbrennen, eine symbolische Handlung, die den öffentlichen und endgültigen Bruch mit der römischen Kirche signalisierte“ (Ruder). Übrigens ließ der Straßburger Rat, durchaus unsymbolisch, die antilutherischen Schriften Murners verbrennen ... Und ist eine schiefere Darstellung der „Motive der Gegner“ (i. e. der Altgläubigen) denkbar als die auf S. 87 gegebene: „Wie stets bei religiösen Umwälzungen werden die Gegner (i. e. hic: die Lutheraner) mit dem immer gleichen Muster verdächtigt: ‚Sie verrücken die Grenzen‘, d. h. sie verursachen Chaos in allen gesellschaftlichen Bereichen: der sozialen und wirtschaftlichen Ordnung, den Rechts- und Machtverhältnissen, der Moral“? Wie kennzeichnend für diese von Feindbildern verstellte Perspektive: die Verwechslung von „Motiven“ mit Methoden! Darunter heißt es dann noch: „Sie (vermutlich die Kritik der Altgläubigen) bekämpft den Mangel an Religion, als die (sic!) sie den Genuß irdischer Dinge und die Ablehnung der selbständigen Bedeutung der kirchlichen Tradition und Lehrautorität bewertet“ (Matocza). — In der Ausstellung selbst ging man massiver vor: Zu der „Predigt des Johannes von Capistrano“ (Kat. Nr. 63) hieß es: „Im 15. Jahrhundert treten wandernde Bußprediger in Europa auf, die gegen Luxus und ausschweifendes Leben wetterten und kurzfristige Erfolge verzeichnen konnten.“ Oder zu Aldegrevers Stich „Mönch und Nonne“ (Kat. Nr. 33): „Die Bevölkerung verurteilte vor allem den Bruch des Keuschheitsgelübdes durch die wegen ihren (sic!) ‚scharotzerischen‘ Lebens wenig beliebten Mönche“ (vgl. dagegen die Bemerkungen bei Kat. Nr. 32). Oder, so unglaublich das Zitat an dieser Stelle auch klingen mag: „Die katholische Seite versuchte Luther und seine Lehre durch den Vorwurf des politisch-umstürzlerischen, des gesellschaftlich revolutionären und des theologisch-antikirchlichen zu diffamieren“ (vgl. Kat. Nr. 114). — Wer aber die Technik der „Tendenz“ lernen will, der studiere sorgfältig den Text „4.3.2. Täufer“ auf S. 174: „Die Täufer ... standen völlig außerhalb der gesellschaftlichen Ordnung jener Zeit. Sie wurden im ganzen Land blutig verfolgt. Nach der Zerschlagung des ‚Königreichs Sion zu Münster‘ 1534/35 und der (sic!) abermaligen blutigen Verfolgungen des radikalen Täuferturns entwickelte sich eine sehr innerliche und pazifistische Richtung, die in Gestalt der Mennonitischen Freikirche (müßte heißen: Freikirchen) noch heute existiert. Sie hat maßgeblichen Anteil an der Durchsetzung des Rechtes zur Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen.“ Das hätten sich die Knipperdolling, Bockelson und Dusentschnur auch nicht träumen lassen, daß man sie einmal so schlankerhand in die Ahnenreihe des Pazifismus montieren würde. Für den nicht vorgebildeten Leser sagt das „Königreich Sion zu Münster“ wenig; wie soll er wissen, daß man es *auch* als ein Regime

beschreiben konnte, bei dem „ein Mäntelchen von Ideologie ... einen Kern von Geilheit, Habgier, Sadismus und bodenlosem Geltungsbedürfnis (verhüllte)“ (F. P. Reck-Malleczewen)? Und was soll man davon halten, wenn der „Frömmigkeit der breiten Masse“ im Spätmittelalter, einem recht gartigen „Konglomerat“, auch ein Quentchen von „theologisch richtigen Ansätzen“ konzediert wird (S. 43)? Wenn religiöses Brauchtum „an den katholischen Kult gebunden und damit bigott war“ (S. 226)? Wenn sogar der vorzügliche Beitrag von Seebaß über „Die Reformation in Nürnberg“ so anhebt: man habe „mit Recht herausgestellt, daß es sich bei ihr (i. e. der Reformation) zunächst einmal um eine Luther ganz persönlich geschenkte, neue Erkenntnis der wahren Stellung des Menschen vor Gott und seiner sich in Christus uns darstellenden Liebe gehandelt habe“ (S. 105)? Was ist Wahrheit?

Vor dem gestrengen Blick dieses (wohlgermerkt: nicht durchgängigen) protestantischen „Ottavianismus“ können natürlich auch die Humanisten nicht bestehen. Anfangs hätten sie zwar, wie Pirckheimer, noch erkannt, daß Luther und seine Anhänger „damit begonnen hätten, der Welt *die Augen zu öffnen, die Wahrheit von der Unwahrheit zu unterscheiden und die falsche Methode des Philosophierens von der christlichen Theologie zu trennen*“ (Kat. Nr. 22, Holzberg; daraus wurde dann in dem Kurztext der Ausstellung: „Die Humanisten unterstützten anfangs die reformatorische Lehre, da sie die Philosophie von der christlichen Theologie trennte“ — alles Augenreiben half nichts, es stand wirklich da). Dann aber ließen sie sich kaufen: Erasmus „muß ... dem Drängen seiner Gönner nachgeben, von denen er finanziell abhängig ist: Clemens VII. (muß heißen: Hadrian VI.), Heinrich VIII. und Georg von Sachsen wünschen von ihm eine Schrift gegen Luther“ (Kat. Nr. 171, v. Loewenich) — und er schreibt „DE LIBERO ARBITRIO Δ IATPIBH“! Generationen von Humanismus-Forschern sind den verschlungenen Motiven dieser so lange verzögerten Konfrontation von Luther und Erasmus nachgegangen, und zu welchem Ende? Daß er's um der Groschen willen getan haben soll. 1524, im Erscheinungsjahr der Diatribe, war Erasmus schon seit einer Reihe von Jahren ein recht wohlhabender Mann, mit Pfründen, Pensionen und häufigen Dotationen reich bedacht — und durchaus unabhängig. Er selbst schrieb 1526 an Johann den Beständigen von Sachsen, er habe „von keinem Menschen auch nur einen Pfennig bekommen, um gegen Luther zu schreiben“ (nach: Erasmus von Rotterdam, Briefe. Verdeutsch und herausgegeben von Walther Köhler, Wiesbaden 1947, S. 366 f.). Im Kat. aber findet sich kein Wort davon, daß Luther sich schon 1516 über Spalatin an Erasmus gewandt und ihn — unter Berufung auf Augustinus! — darauf hingewiesen hatte, daß der Begriff der *iustitia* im Römerbrief etwas anders zu definieren sei, als Erasmus dies getan hätte; Erasmus aber zitierte 1517, in seiner Paraphrase zum 9. Kap. des Römerbriefs, Origenes und Hieronymus, um den freien Willen im

Prozeß der „Rechtfertigung“ etwas herauszustellen. Statt dessen gibt v. Loewenich folgende lapidare Conclusio: „Damit (i. e. mit seiner Abwägung von Gnade und freiem Willen) vertritt Erasmus im wesentlichen die scholastische Gnadenlehre.“ Wie erhellend; *die* scholastische Gnadenlehre ist nichts weiter als ein dogmengeschichtliches Phantom. Elemente *einer* „scholastischen“, nämlich der nominalistischen Gnadenlehre Ockhams, tradiert durch den „letzten Scholastiker“ Gabriel Biel, sind schließlich auch in Luthers religiösen Determinismus eingegangen (Ockham: „Aliter tamen potuit deus ordinare“).

Das mögen Quisquillien sein, die sich gegen andere Verzeichnungen harmlos ausnehmen. Vor allem lohnt es, einigen Interpretationen von „Bildern“, überwiegend polemischen (oder angeblich polemischen) Holzschnitten, nachzugehen (Historiker dürften bei der Kritik an diesem Katalog andere Schwerpunkte setzen). Nahezu grundsätzlich wurden die protestantischen Bildsatiren (die selteneren katholischen kommen gar nicht vor) für bare Münze genommen — als ob ihr „Wahrheitsgehalt“ nicht doch etwa dem heutigen Wahlplakate vergleichbar sei.

Kat. Nr. 25 (Brostean): Die von Scheidig (1955) z. T. wörtlich — ohne Anführungsstriche — übernommene Deutung des Holzschnittes aus Petrarca's „Von der//Artzney bayder Glück ...“ als „exemplarisch für den revolutionären Aufruf in den Darstellungen des Petrarca-Meisters“ geht an der Sache vorbei: das Bild illustriert schließlich einen — vom Autor wohl nicht gelesenen — Text, und darin ist die Rede von Freude und Leid, die von Enkeln kommen können, und vom Stammvater des Volkes Israel und seiner Nachkommenschaft von mehr als 600 000 streitbaren Männern — darum die vielen Kinder in dem „romantischen Waldstück“. Einfach weiterzubeten, daß hier die „Arbeit der Bauern auf dem Lande und die Arbeit der Weber in den Städten ...“, die damals die Träger der revolutionären Entwicklung waren“, dargestellt seien, zeugt von rührender Anhänglichkeit an einen im DDR-Schrifttum weithin als anachronistisch aufgegebenen Reim-dich-oder-ich-freß-dich-Marxismus.

Kat. Nr. 31 (Hiob): Unkritisch von Zschelletschky abgeschrieben (s. o.); dessen Deutung wird in dem vorzüglich bearbeiteten, den Nürnbergern offenbar unbekanntem Werk „Flugblätter der Reformation und des Bauernkrieges. 50 Blätter aus der Sammlung des Schloßmuseums Gotha“ (Herausgegeben von Hermann Meuche, Katalog von Ingeburg Neumeister, Leipzig 1976), S. 44 f., zu Recht korrigiert. Hiob: das Motiv des Buchessens erscheine „auch in Dürers Apokalypse mit politischem Sinngehalt“ — diese obskure These von R. Chadabra, die selbst Zschelletschky wohlweislich nur referiert, wird hier zur Tatsache.

Kat. Nr. 43 (Hiob): Unkritisch nach Zschelletschky — und obendrein mißverstanden: das Blatt erfahre eine „bemerkenswerte Umdeutung“ — wovon denn? Von dem italienischen Kupferstich, der als Vorbild gedient hat; dies

mitabzuschreiben, hat Hiob aber vergessen. Aus der bloßen Erwähnung Zschelletschkys, daß der einzige bei Karls V. Krönung in Bologna 1530 anwesende Reichsfürst Landgraf Philipp von Hessen gewesen sei, wird hier gleich dessen Wiedergabe im Bilde, nur, daß er in der Eile des Exzerpierens zum „Markgrafen“ geworden ist. Weder als Land- noch als Markgraf war — ausgerechnet! — Philipp von Hessen (der 1530 vollauf mit seinem großen europäischen Bündnis gegen Karl V. beschäftigt war) in Bologna; der Pfalzgraf Philipp war's. Daß aber von einer eindeutig antipäpstlichen Tendenz des „Jupiter“-Holzschnittes von Pencz gar keine Rede sein kann, hat K. A. Wirth ausführlich dargelegt (*Imperator pedes Papae deosculatur*. Ein Beitrag zur Bildkunde des 16. Jahrhunderts. In: Festschrift für Harald Keller . . ., Darmstadt 1963, S. 175—221, bes. S. 188—200); statthaft ist demnach eine *interpretatio in bonum* und *in malum*.

Kat. Nr. 78 (Hiob): Ob über dieses „Bildnis eines Unbekannten“ im Germanischen Nationalmuseum wohl zu allen Schülergruppen so gesprochen wird? Der Mann ist wohlhabend und vielleicht gebildet, das ist alles, was man dem Gemälde entnehmen kann; aus allerlei vage oder falsch (die Kette als Amtszeichen!) interpretierten Einzelelementen zu schließen, hier entstehe „die Vorstellung des selbstbewußten, freiheitlichen, gebildeten, welt-offenen, liberalen Bürgers, der als Fernhandelskaufmann sich in den öffentlichen Ämtern seiner Stadt um das Gemeinwohl kümmert“, ist genau jener „Intuitivsoziologismus“, den H. Bredekamp in anderem Zusammenhang (*Kunstchronik* 1977, S. 148) kritisierte.

Kat. Nr. 123 (Ruder): Von der reichen Literatur zu „Papstesel“ und „Mönchskalb“ wurde offenbar nicht der geringste Gebrauch gemacht (leicht aufzufinden im Baseler Ausstellungs-Katalog „Lucas Cranach. Gemälde, Zeichnungen, Druckgraphik“ von Dieter Koeplin und Tilman Falk, Bd. I, Basel 1974, S. 361—363, Kat. Nr. 246—249 auf S. 370 f.); so kann es heißen: „Luther und Melanchthon haben wahrscheinlich eine Beschreibung dieses Tieres (i. e. des Papstesels) . . . vorliegen gehabt.“ Sie haben natürlich den Kupferstich des Wenzel von Olmütz von 1496 „vorliegen gehabt“, den Cranach auch nicht im mindesten „auf Luthers Anweisung zum Zwecke bequemerer Ausdeutung umgestaltet hat“. So kann dann auch nicht erörtert werden, ob und bis zu welchem Grade Luther und Melanchthon, wie spätere protestantische Geschichtsschreiber, „tief und heidnisch in die abergläubisch verehrende Bewertung der Monstra versunken“ waren (A. Warburg, *Heidnisch-antike Weissagung in Wort und Bild zu Luthers Zeiten* [Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Jg. 1920, 26] Heidelberg 1920, S. 52; in ähnlichem Sinne auch F. Saxl, *Illustrated Pamphlets of the Reformation*. In: *Lectures*, London 1957, S. 260) oder ob sie sich die Prodigien nur propagandistisch zunutze machten.

Kat. Nr. 125 (Hiob): Statt fragwürdiger Aktualisierung — der Holzschnitt mit dem „Triumph Luthers“ gehöre „zu den besten Bildprägungen der Re-

formationsikonographie, der ungeheuer signifikant und volkstümlich bereits alle Elemente der heutigen Comics benutzt" (man vermißt aber die Sprechblasen...) — wäre etwas mehr Sorgfalt angebracht gewesen. Es ist wohl ungeheuer signifikant, daß man im Zeitalter der Comics bei „einem feuerspeienden Monstrum aus Löwe und Ziegenbock“ nicht mehr die gute alte Chimäre erkennt: sie ist „trimembris“ und personifiziert damit die „Theologiae M. Lutheri trimembris epitome“ des Staphylus. Die Schrift des Flacius Illyricus hat nur im Zusammenhang der fiktiven Rede Luthers den Akkusativ, heißt also nicht, wie von Hiob einfach übernommen, „Clavem Scripturae“, sondern „Clavis Scripturae Sacrae“. Von „allen nur erdenklichen Zeichen des alten Kultes“, die die Kleriker tragen, sind einige, was Hiob übersehen hat, nur in der Satire „erdenklich“: die Monstranz mit dem Medusenhaupt am Nodus, die Unterhose des hl. Franziskus als Prozessionsfahne etc. Luther steht keineswegs „im Typus des Moses bei der Gesetzesübernahme auf dem Berg Sinai“; eher schon im Typus des Moses beim Zerschmettern der Gesetzestafeln.

Kat. Nr. 133 (Hiob): Zunächst einmal ist der Holzschnitt nicht von Lucas Cranach d. J. (was die ausgiebigen Bemerkungen zu dessen spannungslosem Spätstil überflüssig macht), sondern lt. H. Zimmermann (Thieme-Becker XX, 1927, S. 146) und W. L. Strauss (The German Single-Leaf Woodcut 1550—1600, Vol. 2, New York 1975, S. 501) von einem wahrscheinlich für den Magdeburger „Briefmaler“ Pankratz Kempf tätigen Anonymus. Strauss bildet von dem Blatt ein anderes Exemplar mit einem Text von Flacius ab, überschrieben: „Summa der Lehr Christi“ und „Summa der Lehr Antichristi“ (Nr. 508/09). Hiervon ausgehend, hätte eine groteske Fehlinterpretation vermieden werden können: „dem altgläubigen Gott (fast blasphemisch)“ stehe „der stigmatisierte hl. Franziskus“ gegenüber! Abgesehen davon, daß ein wie auch immer gläubiger Gott eine Spottgeburt verkommener Begrifflichkeit ist — es ist genau der selbe Gottvater wie auf der Seite der reinen Lehre, wo er die Fürbitte Christi gnädig aufnimmt; nur ist es hier Gott in seinem Zorn (Luther: „Oculi und Angesicht [Gottes] sind rot und zornig, wil schmeißen, da stirn und nasen runtzeln und maul, das [er] sich verstellt und verkert und beist mit zeen zusamen.“ W. A. 45, 104, 26), der Blitze über die Vertreter des alten Glaubens schickt und den hl. Franziskus durchaus keines Blickes würdigt (die richtige Deutung auch bei Adolf Krücke, Der Protestantismus und die bildliche Darstellung Gottes. In: Zeitschrift für Kunstwissenschaft XIII, 1959, S. 73). Auf die „verbreitete Angleichung des hl. Franziskus an Christus“ (K. Hoffmann, a. a. O., S. 190, Anm. 4) wurde nicht nur hier angespielt; sie ist auch der Gegenstand eines ungemein aufschlußreichen satirischen Holzschnitts des Meisters B. P. (Geisberg 921), den Flacius mit einem fiktiv-blasphemischen Text versah („O du hei=//liger Vater Francisce: Erlöse vns von aller anfechtung/vnd gib vns das // Ewige leben/Amen...“).

Kat. Nr. 199 (Hiob): „Die Vorstellung, daß Gott in seinem gerechten Zorn

über die Mißachtung seiner gottgewollten (sic!) Ordnung Pfeile ... herabschleudert" ist eine Vorstellung, die in die Kategorie vom „altgläubigen Gott“ gehört. Es stimmt nicht, daß auf diesem Bild von Martin Schaffner (der übrigens, ein Altgläubiger immerhin, bei Kat. Nr. 128 als möglicher Urheber der Holzschnitte in Luthers „erster Vollbibel“ genannt wird; diese Attribution E. Baumeisters von 1921 hat schon M. Geisberg 1930 zurückgewiesen) „durchwegs Personen im einfachen Kittel des Bauern“ an der Pest sterben: direkt im Vordergrund liegt ein Toter in reicher und kostbarer Kleidung. Das ficht den Autor aber gar nicht an: „Jedenfalls gehört dieses Gemälde gerade in der Art der Zusammenfassung einer ungeheuren Fülle von Informationen in das klare bildnerische Konzept der aufsteigenden Zick-Zack-Bewegung und des zentrifugalen Herausschleuderns der Pfeile (das sich freilich erst bei der Vorstellung der runden oberen Bildbegrenzung voll ergibt) und seiner zeitbezogenen ideologisch begründeten Repression des einfachen Mannes, der sich in seiner Angst an die Kirche als einzige Heilsmacht wendet, zu den ikonographisch interessantesten Formulierungen der Neuzeit.“ Hier ersetzt das Zitat die Satire ... (Gleichermaßen aussichtslose Ringkämpfe mit der Syntax bei Kat. Nr. 106 [Matocza], 262 [unsigniert], 280 [Hiob]; besonders komisch der Kurztext in der Ausstellung zu Kat. Nr. 143: „Bekleidet mit dem Talar, in der einen Hand das Barett, in der anderen ein Buch haltend, repräsentiert das ganzfigurige Bildnis Melanchthons den Typus des Gedenkblattes auf bedeutende Reformatoren“; oder auch: „... jedes Gemeindeglied sollte in der Gestalt von Brot und Wein an der realen Anwesenheit Christi teilnehmen.“ [S. 192]). — Frage: warum wurde den Beiträgen von Hiob (68, von insgesamt 284) nicht die gleiche „Wohltat“ zuteil, wie er sie denen eines anderen Autors (Kat. Nr. 205, 210, 214) zukommen ließ: in Form eines „zurechtrückenden“ Nachsatzes (für den Fall nämlich, daß der Leser aus den offenbar zu sachbezogenen, nicht hinreichend konservativismus-kritischen Texten von Sprusansky nicht die richtigen Schlüsse ziehen sollte)?

Genug ... Die Beispiele dafür, wie 1. miserabel recherchiert wurde, wie 2. tendenziös („parteilich“ sagt man ja wohl?) interpretiert wird, und zwar größtenteils auf der Grundlage von 1., und wie 3. die „Ergebnisse“ in einer Sprache vorgetragen werden, die sich vor lauter peristaltischen Krämpfen beständig überschlägt, ließen sich ohne große Mühe vermehren. Dafür ist hier nicht mehr der Raum. Es ist aber zu hoffen, daß geschichtsklitternde Machwerke wie dieser Katalog für die zukünftige Bildungsarbeit des Germanischen Nationalmuseums nicht „ungeheuer signifikant“ sein mögen; und um „das gerade in unserer Zeit besonders nötige Geschichtsbewußtsein zu wecken und zu fördern“ (so der Landesbischof auf S. 5), besinne man sich wohl besser doch auf jenen lästigen „Objektivitätsanspruch“, der hier dem hehren Ziel der Indoktrination zum Opfer fallen mußte.

Jörg Rasmussen